

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 238.

Dienstag, 12. Oktober.

1915.

(12. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Eister.

„Ich habe da einige brave, treue Burschen“, sagte Krause, „die schon aufpassen werden. Aber hören Sie nur diese gelben Teufel, wie sie toben und schreien!“

„Ich fürchte“, sagte Schäffer traurig, „daß da einige Agitatoren von jenseits der Berge ihr verheißendes Spiel treiben — doch sehen Sie! Die Menge verläuft sich schon wieder. Durch meine Getreuen werden wir ja erfahren, was beschlossen ist.“

In der Tat schien die Menge sich zu beruhigen und sich zu zerstreuen. Hierhin und dorthin huschten die Paternen, dann erloschen sie und tiefes Dunkel hüllte die Gassen des Städtchens ein.

„Wir wollen doch lieber gehen“, sagte Krause. „Diese plötzliche Ruhe ist mir verdächtig. . . . Hal!“ rief er erschreckt aus. „Was ist das? Sollten es die Teufel auf die Faktorei abgesehen haben?“

Alle sprangen erschreckt auf und starrten auf die dunkle Masse, die sich auf dem Platz vor der Faktorei zusammenballte. Aus allen Gassen strömten die Menschen herbei und plötzlich erhob sich ein wildes Getöse, Hunderte von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, stürzten auf die Schuppen der Faktorei los, in denen sich die Waren befanden.

„Ah, wäre ich jetzt drunten, es sollte ihnen schlecht bekommen“, knirschte Krause zwischen den Zähnen. „Meine Repetierbüchse würde die feigen Hunde schon in Schach halten!“

„Lassen Sie uns gehen. . .“ sagte Fred.

„Ja, ja! Wir müssen gehen. . . ich begleite Sie“, rief der Missionar. „Vielleicht, daß ein vernünftiges Wort die Menschen beruhigt.“

„Da ist alle Mühe vergebens“, lachte Krause ironisch. „Die Krake und die Blinde müssen da sprechen. . .“

„Um Gotteswillen, keine Gewalttat, Herr Krause! Das könnte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen!“

„Hal! Was ist das?! Sie haben einen Schuppen in Brand gesteckt — ah, diese feigen Salunken! — Kommen Sie — kommen Sie, Herr Schuhmacher!“

Er eilte fort, gefolgt von Fred und dem Missionar. Schreckensbleich standen die Frauen da. Krause hatte recht gesehen, aus einem der Warenschuppen quoll dicker Qualm heraus und plötzlich flog eine rote Feuerzunge zum dunklen Nachthimmel auf, während die Menge wie wahnsinnig schrie und tobte.

„Feuer! Feuer!“ gelte jetzt der Ruf durch die Gassen und zu dem stillen deutschen Pfarrhause hinauf. Angstvoll drängten sich die Diener und Dienerinnen auf die Veranda.

„Ihr müßt dort unten helfen, das Feuer zu löschen“, sagte die resolute Frau Schäffer, aber niemand zeigte Reizung, hilfreiche Hand zu leisten. Und ein alter Chinese, der das Vieh des Pfarrhauses besorgte, sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Nix zu machen, Frau — Arbeiter sind zornig — von da drüben sind Menschen kommen — nix zu machen. . .“

Ein frischer Luftzug strich in dem Tal entlang und fachte die Flammen immer mehr an, die in den Baumwollen- und Seiden-Niederlagen der Faktorei stets neue Nahrung fanden. Die Schuppen waren außerdem alle von Holz und mit Schindeln oder auch nur mit Maisstroh gedeckt, die, von der Sonnenglut der letzten Wochen ausgedörrt, mit unglaublicher Schnelligkeit Feuer fingen. Jetzt flammte der zweite Schuppen auf. Der Wind trug die brennende Baumwolle weiter, Funkenregen stoben empor und fielen auf die Dächer der anderen Schuppen, ja, der angrenzenden chinesischen Häuser und Hütten nieder, die sofort in Flammen standen, waren sie doch alle aus leicht brennbaren Stoffen errichtet. Und jetzt sprang das Feuer auch auf das Hauptgebäude der Faktorei über, das mehr an dem Strom lag. Wie ein wildes Tier schlug das Feuer seine glühenden Taten in das Schindeldach, daß es prasselnd und ächzend barst und aufflammte. Bald war die Faktorei ein einziges Flammenmeer, das sich blutiger in dem breit dahinströmenden Fluß widerspiegelte.

Und im Scheine der Flammen sah man die Menschen in wilden Sprüngen den Feuerherd umtanzen. Wenn ein neuer Schuppen von dem Feuer ergriffen wurde, gelte wildes Freudengeschrei zum Himmel und wie Rasende umtanzten die Brandstifter die Flammen. Was kümmerte es sie, daß auch ein Teil ihrer eigenen Hütten in Flammen aufging? Die waren rasch wieder errichtet. Aber das Haus des Weißen sollte vernichtet werden, der hier als Zwingherr aufgetreten war, der sie wie Sklaven behandelt hatte, sie, die freien Söhne des alten himmlischen Reiches der Mittel!

„Nieder mit den weißen Teufeln!“ jauchzte die rasende Menge — da trachten mehrere Schiffe, und aufheulend flutete die Masse zurück, sich stauend in den engen Gassen, um dann wieder mit neuem Geschrei auf die Faktorei loszustürzen.

9.

„Schließen Sie die Tore, Herr Schäffer — und dann alle Mann bewaffnet, daß wir es den gelben Schuften ordentlich geben können!“

Mit diesen Worten stürmte Herr Krause in die Mission hinein, gefolgt von einigen treugebliebenen chinesischen Dienern, die den verwundeten Fred mit sich schleppten. Als er sich den Aufständern entgegenwarf, hatte ihn ein Messerstich in die Brust getroffen und nur der Tapferkeit Krauses, vor dessen Repetiergewehr die Brandstifter scheu zurückwichen, sowie der Hilfe der Mannschaft der „Libelle“ hatte Fred es zu verdanken, den mörderischen Händen entronnen zu sein. Aber jetzt konnte er nicht weiter und kraftlos brach er auf den Veranda des Wohnhauses zusammen.

Sprachlos vor Schrecken stand Käthe da. Aber rasch raffte sie sich auf. Mit Hilfe der Diener brachte sie ihren Bruder in das Zimmer und ließ ihn auf ein Bett niederlegen. Als Krankenpflegerin war sie ja vertraut mit der Behandlung von Verwundungen; sie verband

die Wunde Freds und bereitete ihm ein bequemes Lager. Dankbar sah er zu ihr auf.

„Ich bereue es jetzt, dich zu dieser Fahrt aufgefordert zu haben, Kleine“, sagte er mit matter Stimme. „Aber wer konnte denn wissen, daß hier solche Zustände herrschen? Herr Krause hat nichts davon geschrieben . . .“

„Unruhige dich meinethwegen nicht, lieber Fred“, tröstete sie ihn. „Sprich nur nicht zu viel und bleibe ruhig liegen, daß nicht eine neue Blutung eintritt.“

Ermattet schloß Fred die Augen. Doch unruhig warf er sich hin und her. Dann sagte er, sich halb aufrichtend:

„Räthe, die Sachen hier liegen sehr böse . . . wenn uns keine Hilfe kommt, sind wir alle verloren . . . es muß ein Bote nach Schanghai geschickt werden . . . sprich mit Schong-ho, unserem Koch, er ist zuverlässig — er muß noch in dieser Nacht aufbrechen — sonst wird es zu spät . . .“

„Ich werde mit Herrn Schäffer und Krause sprechen.“

„Ja, aber eile dich!“

„Ich kann dich doch jetzt nicht verlassen . . .“

„Schick mir die Maja . . . wenn es nötig ist, lasse ich dich rufen . . . geh nur! Eile dich!“

Räthe richtete ihm noch die Füssen zurecht, dann entfernte sie sich, da sie wohl das Richtige seines Wunsches einsah.

Als sie aus dem Hause trat, bot sich ihr ein aufregender Anblick. Auf dem Hofe drängten sich christliche Chinesenweiber mit ihren Kindern angstvoll jammern und flehten den Missionar und seine Frau um Hilfe und Rettung an. Die Empörer drunten im Orte massakrierten alle christlichen Einwohner; schon mehrere Männer, die sich ihnen widersetzen, waren von ihnen erschlagen worden, andere hatten sich in die Missionsstation gerettet und scharten sich jetzt um Herrn Krause, entschlossen, ihr und ihrer Angehörigen Leben zu vertheidigen.

Der Faktoreileiter verteilte Waffen unter sie.

„Lassen Sie mich mit den Leuten im Dorfe sprechen“, sagte der Missionar. „Ich kenne viele von ihnen, sie werden auf meine Bitten und Ermahnungen hören. Wir wollen doch Blutvergießen vermeiden.“

„Und uns von den Schüssen die Kehlen durchschneiden lassen“, entgegnete Krause grimmig. „Nein, Herr Schäffer, dazu habe ich keine Lust. Gewalt muß mit Gewalt vertrieben werden. Hören Sie nur das Geheul der Salunken! Und in deren Hände wollen Sie sich begeben? Das wäre Wahnsinn!“

In der Tat schallte das Geschrei der Empörer bis zu der Missionsstation hinauf. Man sah die Erregten wild hin und wieder rennen, sich zusammenrotten, um sich wieder zu zerstreuen. Man hörte das Jammergeschrei ihrer Opfer, die sie in entfesselter Wut hinhinlachten; man sah hier und da eine der armseligen Hütten in Flammen aufgehen, und dabei lohnte noch immer das Feuer der Faktorei blutigrot empor, seinen Funkenregen weithin streuend und die schauerliche Szene mit gespenstischem Licht überziehend.

Doktor Schäffer sah ein, daß es unmöglich war, sich jetzt zwischen diese wild Erregten zu begeben. Man mußte auf die eigene Sicherheit bedacht sein. Die Maßregeln zur Verteidigung des Geschäftes überließ er Herrn Krause, er selbst und seine Gattin suchten die flüchtigen Frauen und Kinder zu beruhigen und zu trösten; sie wurden in der aus Steinen errichteten Kirche und in dem Schulhaus untergebracht.

Bei dieser Tätigkeit traf ihn Räthe.

„Ich komme sofort, liebes Fräulein, um nach Ihrem armen Bruder zu sehen“, sagte er. „Mein Gott, wie schrecklich endigt dieser Abend und wie bedauerlich Sie . . .“

Räthe teilte ihm den Wunsch ihres Bruders mit.

„Ja, ja, Sie haben recht. Wir müssen sofort einen Boten abschicken“, entgegnete Doktor Schäffer. „Auch die nächste chinesische Behörde muß benachrichtigt werden; sie muß hier einschreiten — ich werde mit Schong-ho brechen . . . und dann wollen wir nach Xoram armen

Bruder sehen. Ich verstehe mich ja auf Wunden, habe auch Medizin studiert . . .“

Schong-ho, ein schlauer, gewandter Bursche, zeigte sich sofort bereit, die Botschaft zu übernehmen.

„Man kennt mich hier nicht“, sagte er. „Ich kann mich im Dorfe ohne Gefahr sehen lassen. Ich werde versuchen, eines Bootes habhaft zu werden — dann komme ich rascher vorwärts, als wenn ich laufen muß. Verlassen Sie sich auf mich, ich bringe Hilfe . . .“

Er verließ die Mission und war bald in der Dunkelheit verschwunden. Räthe machte am Lager ihres Bruders, der in einen leichten Schlaf gesunken war. Doktor Schäffer hatte die Verwundung gerade nicht für sehr gefährlich gefunden, aber der Blutverlust hatte Fred sehr geschwächt, und Ruhe war vor allem nötig, um keine innere Blutung eintreten zu lassen. Der Doktor hatte die Wunde kunstgerecht verbunden und dem Verwundeten ein beruhigendes Mittel aus der Hausapotheke der Mission gegeben, so daß Fred ruhig eingeschlafen war. (Fortsetzung folgt.)



Mit manchen Frauen hat man nur ein gutes Auskommen, wenn man ein gutes Einkommen hat.

Die deutschen Kirchenschulen in St. Petersburg.

Die Entstehung der deutschen Kirchenschulen in der Hauptstadt des Zarenreichs geht auf die Zeit Peters des Großen zurück, der — eine Seltenheit auf dem russischen Thron — am 16. April 1702 in einem Manifest völlige Glaubensfreiheit in seinen Landen erklären ließ. Damals zogen Tausende von deutschen Kolonisten nach Rußland, und mit ihnen kam auch die protestantische Kirche nach dem Osten. Die aus der damals begonnenen Entwicklung hervorgegangenen beiden deutschen Kirchenschulen in Petersburg, die St. Annen- und St. Petrischule, erfreuten sich bis zum Jahre 1914 ihrer ungeschmälernten Privilegien. Der Krieg hat auch hier eine Änderung gebracht: die deutschen Kirchenschulen wurden der Rechte des deutschsprachigen Unterrichts beraubt. Angesichts dieser bedeutungsvollen Umgestaltung ist es von Interesse, den Entwicklungsgang der deutschen Kirchenschulen in Petersburg kurz zu überblicken. Die folgenden Einzelheiten entnehmen wir einem der Geschichte der deutschen Kirchenschulen in Rußland gewidmeten ausführlichen Artikel der „Deutschen Rundschau“: „Die Geschichte der beiden großen Kirchenschulen weist im allgemeinen dieselben Entwicklungsphasen auf. Die ersten unbedeutenden Anfänge finden sich beinahe gleichzeitig mit der Gründung der betreffenden Kirchengemeinden. Zunächst handelt es sich nur um eine Klasse, in welcher Kinder aller Altersstufen vereint in Religion, Lesen und den vier Spezies unterwiesen werden. Dieser einklassigen Schule wird mit Erstarkung der Gemeinde in gewissen Zeitabschnitten je eine Klasse hinzugefügt, bis der Umfang einer fünfklassigen Bürgerschule erreicht ist. Der Unterricht findet, wohlgemerkt, nur in deutscher Sprache statt — die Reichssprache wird nicht gelehrt. . .

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bringt das sich immer stärker geltend machende Bedürfnis nach umfassender Bildung eine völlige Umgestaltung der Schulen mit sich, bis schließlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Gemeinden die nötigen Mittel aufbringen, beiden Richtungen Rechnung zu tragen, und die Anstalten in ihrer jetzigen Zusammensetzung aus Elementarschulen, Gymnasium und Realschule sowie höherer Mädchenschule mit abschließenden Seminar-Klassen bestehen, gewaltige Schulkomplexe, wie sie in Deutschland nur in der berühmten Brandeschen Stiftung in Halle ihresgleichen haben. Der erste bekannte Schulmeister zu St. Petri war Cornelius Cornelissen, ein ehemaliger Bootsmann, der gegen ein Entgelt von 40 Rubel jährlich das Doppelamt des Kantors und Lehrers übernahm. Am 30. Oktober 1785 ward ein allgemeiner Kirchenkonvent der drei protestantischen Gemeinden Petersburgs abgehalten, in welchem eine Neugestaltung der Schulen zur Besprechung gelangte. Im Jahre 1789 erteilte der Konvent der Petriskirche dem Rektor

den Auftrag, ein Projekt zur Hebung der unhaltbaren Schulverhältnisse auszuarbeiten. Dieser kam der Aufforderung nach, doch mangelte ihm die Energie zur Durchführung des von ihm aufgestellten Lehrplans. In diesem Plan wird zum erstenmal der Mädchenschule Erwähnung getan, für welche die Information in der Gottesfurcht, im Lesen, Schreiben und Rechnen vorgesehen ist. Die Berufung des Professors der Theologie Anton Friedrich Büsching bedeutet einen neuen Abschnitt des Aufschwungs für die Petrischule. Dieser große Gelehrte, einer der hervorragendsten Pädagogen des 18. Jahrhunderts, war durch seine jahrelange Lehrtätigkeit am Brandeschen Waisenhaus vorzüglich dazu geeignet, die seiner Leitung anvertraute Schule in neue, aufwärtsführende Bahnen zu lenken. Am 2. Dezember 1762 wurde im Konvent zum erstenmal erwähnt, wie nützlich es sein würde, „eine Kaiserliche Protection und Bestätigung unsrer neuen Schulen“ erhalten zu können. Büsching legte daraufhin den Entwurf einer Witschrift an die Kaiserin auf, welche allgemeinen Beifall fand und vom Grafen Münnich selbst der Monarchin übergeben wurde. In dem von der Kaiserin eigenhändig unterzeichneten Privilegium heißt es unter anderem: „Wir tun hiermit kund, daß wir die im Jahre 1762 neuerrichtete Schule der Sprachen, Künste und Wissenschaften in Unfern allerhöchsten besonderen Schutz nehmen, dergestalt, daß Wir derselben, als einer zum allgemeinen Besten gereichenden Stiftung ein Allernädigstes Privilegium erteilen möchten, damit sie zu ewigen Zeiten, so wie jetzt, unter Unserer Kaiserl. Majestät Regierung, also auch inskünftige von Unfern Allerdurchlauchtigsten Nachfolgern auf dem Russisch-Kaiserlichen Thron, als ein mit allen ihren Gebäuden der hiesigen St. Peters-Kirche und Gemeinde allein zugehöriges und von ihr allein abhängendes Eigenthum in ihrer sowohl gegenwärtigen, als etwa inskünftige bei zunehmender Anzahl der Schüler und Schülerinnen von dem Kirchen-Convent zu veranfaltenden Einrichtung und Verfassung geschützt und gegen alle Anfechtungen vertheidiget werden, auch zu ewigen Zeiten von allen Polizei-Oneribus frey bleiben möge.“ Neben den Hauptschulen zu St. Petri und St. Annen haben im Laufe des letzten Jahrzehnts auch die Reformierte und St. Katharinschule eine beachtenswerte Stellung eingenommen. Am 1. Oktober 1912 feierte die St. Petrischule unter reger Beteiligung der deutschen wie der russischen Gesellschaft mit großem Pomp das zweihundertjährige Jubiläum. Die aus kleinen Anfängen hervorgegangene Anstalt umfaßt zurzeit fünf Schulen mit zweiundvierzig Klassen, eintaufendsiebenhundert Zöglingen und siebzig Lehrkräften.



Aus der Kriegszeit.

Wahlprüche der Hohenzollern. Der Wahlpruch des Kaisers, den er in seiner Ansprache an die Kriegsbericht-erstatte der Welt verkündete: „Ein Mann mit Gott ist immer die Majorität“, erregt in englischen Blättern besonderes Aufsehen, weil es sich um ein Wort des großen schottischen Reformators John Knox handeln soll. Allerdings bereitet das Aufsuchen der Stelle, die der Kaiser gemeint hat, den literaturkundigen Briten mancherlei Schwierigkeiten. Ein eifriges Blättern und Nachschlagen in den vielbändigen Werken von Knox begann, ohne daß man bisher den Ausspruch wortwörtlich ausfindig gemacht hat. Der Reformator führte gern das alte schottische Sprichwort im Munde: „Gilt dir selbst, und Gott wird dir helfen“, ein Wort, das wir Deutsche ja auch in unserem Sprichwortschatz kennen. Der Gedanke, der in diesem von unserem Kaiser John Knox zugeschriebenen Wahlpruch so prachtvoll prägnant zum Ausdruck kommt, findet sich in mannigfachen Formen in dem Schrifttum aller Völker ausgeprägt und geht in seinem Ursprung auf die bekannte Stelle aus dem Römerbrief zurück: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein.“ Die englischen Blätter zitieren einige Formulierungen, die dem Wahlpruch des Kaisers jedenfalls sehr nahekommen, so ein Wort von Frederick Douglas: „Gott und ein Mann sind immer eine Majorität“, und einen Satz aus seiner Rede, die Wendell-Phillips 1859 bei Harpers Ferry hielt: „Ein Mann auf Gottes Seite ist in der Majorität“. Doch wir brauchen gar nicht in England und Schottland zu suchen, um den Gedankenkreis zu erkennen, aus dem des Kaisers Wort geboren ist. Der Spruch steht vielmehr in innigster Ver-

wandtschaft mit zahlreichen Wahlprüchen der Hohenzollern, die von Anfang an das Motto „Gott mit uns!“ auf ihren Schild geschrieben haben. Der Wahlpruch des ersten Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich I., des Burggrafen von Nürnberg, war nach der Überlieferung: „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht“, und seine Söhne bewahrten dies Wort als ein heiliges Vermächtnis, das sie wieder auf ihre Nachkommen vererbten. Auch andere ähnliche Aussprüche hat der Kurfürst getan. So tröstete er sich 1420, als er gegen überlegene Feinde zu Felde zog, mit dem Ausspruch: „Vor Gott ist kein Unterschied des Kriegsvolkes, der über den Sieg entscheidet; sondern er macht stark, wen er will: denn, wie Maccabäus sagt, vom Himmel ist die Stärke“. Der Wahlpruch seines Sohnes, Friedrichs II., des Eisernen, lautete: „In schweren Zeitläufen gibt es keinen besseren Rat und Trost als Besserung des Lebens und Zuflucht zu Gott“. Albrecht Achilles hatte das Wort auf sein Panier geschrieben, das dieser streitlustige Fürst öfters in seinen Briefen betont: „Der alte Gott lebt noch; der wird es mit uns — das vertrauen wir — alles zum besten wenden, denn er verläßt die Gerechtigkeit nicht.“ „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang“ war der Wahlpruch des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg. Die Devise des Großen Kurfürsten lautete: „Pro deo et pro populo! Für Gott und für mein Volk“. In all seinen Taten hat dieser große Herrscher Gott als seinen stärksten Bundesgenossen angesehen, wie er in seinem politischen Testament sagt: „Die rechte Tugend eines rechtschaffenen Regenten besteht darin, daß er Gott, der ihn erschaffen und zu einem Herrn und Regenten über Land und Leute gemacht hat, recht von Herzen fürchte, liebe und vor Augen habe; sein allein seligmachendes Wort die wahre Richtschnur seiner ganzen Regierung und seines Lebens sein lasse, weil darin die rechte, Gott wohlgefällige Regierungskunst und höchste Staatskunst begriffen ist.“ Von Friedrich dem Großen stammt das Wort: „Gott ist stets mit den stärksten Bataillonen“. Friedrich Wilhelm III. hat seinem Wahlpruch „Mit Gott für König und Vaterland“ dadurch besonderen Nachdruck verliehen, daß er ihn zusammen mit dem Kreuz seinen Landwehrmännern auf die Rücken heftete. Zahllos sind die Aussprüche, in denen der alte Kaiser Wilhelm seinem tiefen Vertrauen in Gottes Führung und Gottes Segen Ausdruck verliehen. „Wenn uns Gott eine Niederlage verhängt, wir wollen sie in Ehren tragen“, lautet eines seiner Worte. „Wenn er aber Segen gibt, dann will ich, das verspreche ich, der Erste sein, der vorangeht im Dank gegen Gott, ihm die Ehre zu geben und zu sagen: Das hat der Herr gethan“. Oder: „Ohne des Herrn Hilfe vermögen wir nichts“. Oder: „Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist“. Derselbe Glaube, dieselbe Zuversicht lehren in den Reden und Aussprüchen unseres Kaisers immer wieder, und wir wollen hier nur zum Schluß noch eines prächtigen Wahlpruchs gedenken, der von Georg Neumarks Verfen: „Wer Gott dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut“, ausgeht und den darauf beruhenden alten Spruch in die Form prägt: „Wer Gott vertraut und feste um sich haut, wird nimmermehr zuschanden!“

Aus den Tagebüchern des „Bismarcks des fernen Ostens“. Die „Memoiren“ des Vizekönigs Li-Qung-Tschang, die soeben in deutscher Übersetzung von Gräfin W. vom Hagen bei Siegmund in Berlin erscheinen, bieten auch in der gegenwärtigen, vom Weltkrieg beherrschten Zeit viel Interessantes und Merkwürdiges. Auf seinen großen Reisen durch Europa und Amerika hat sich der chinesische Würdenträger, der zu den eigenartigsten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts gehört, das „nil admirari“ des Horaz, das zuerst die italienischen Staatsmänner aus der Schule der verbrecherischen Renaissanceherrscher zur notwendigen diplomatischen Maske erhoben, zum Lebensgrundsatz erhoben. Eines Tages in Deutschland, zur „Stunde des Drachen“ (8 Uhr abends), notiert er: „Ein Brief von Molke wurde mir soeben gebracht. Ich werde ihn morgen lesen. Heute muß ich bis spät in die Nacht hinein in den Philosophen studieren, im Andenken meiner Mutter (die gerade an dem Tage vor 14 Jahren gestorben war). Niemand, der unser Volk kennt, wird die Deutschen pieklos nennen — aber am 14. Todestage seiner Mutter hätte wohl jeder ein eigenhändiges, durch besondere Boten überbrachtes Schreiben des greisen Molke sofort geöffnet. Li-Qung-Tschang aber studierte tatsächlich 6 Stunden, von 8 Uhr abends bis 1 Uhr nachts, in dem „Buche des

Mencius", der bekanntesten Popularphilosophie des 372 n. Chr. in Schantung geborenen chinesischen Denkers Mengzi, schließt dann geruhig bis in den tiefen Morgen hinein — „das frühe Aufstehen scheint mir eine törichte Angewohnheit des Westens zu sein“, schreibt er einmal — und nahm dann erst von dem Handschreiben des großen Schweigers Kenntnis. Es ist eben oft genug zwischen den Zeilen dieser sehr zurechtgestrichenen Memoiren zu lesen, wie der Vizekönig im Grunde seines Herzens mit echt altchinesischem Hochmut oder vielmehr Gelehrtenbunkel die Großen der westlichen Welt verachtete. Einmal fand er freilich einen überlegenen Gegner, und da hat er den Sarkasmus der ihm zuteil gewordenen Abfuhr spazierweise ersichtlich nicht einmal verstanden. Er hatte Bismarck in Friedrichsruh besucht, mit ihm zusammen etliche Pfeifen geraucht und mit großem Abscheu an einer solennen Gossbräuterei teilnehmen müssen; beim Abschied erzählte er so nebenbei dem Fürsten, daß man ihn, Li-Hung-Tschang, den „Bismarck des fernen Ostens“ nenne. Der Kanzler in seiner Halberstädter Kürassieruniform „lächelte unter seinen buschigen Augenbrauen“ und erwiderte: „So, also, Sie haben Ezgellenz den Bismarck des Ostens genannt? Nun, ich möchte Ihnen sagen, daß ich niemals darauf hoffen darf, als der „Li-Hung-Tschang von Europa“ bezeichnet zu werden. . . .“ Und an ein anderes gutes Wort Bismarcks zu Li mag in diesen Weltkriestagen gedacht sein: „Deutschland ist nicht kriegerisch gesonnen“, sagte er im Gespräch über Krupp und Essen zu seinem gelben Gaste, der ihn mit allem Raffinement des fernen Ostens aushorchen wollte, „aber starke Waffen sind so notwendig für ein Volk wie das Seitengewehr für den Polizisten. Der führt seine Waffe nicht, um damit auf die Häupter harmloser Leute zu schlagen, aber er trägt sie sichtbar, so daß übelwollende Leute wissen können, daß er im Fall der Not bereit ist, sie zu gebrauchen.“ Der größte moderne Diplomat Chinas hat vielleicht vor niemand einen westlichen Respekt gehabt als vor Bismarck; den „Mann des dunklen Donners und der furchtbaren Blitze, der mir kürzlich so viel Gossbräuterei vorgeführt“, nennt er ihn einmal. Offenbar hat er den Vierabend bei dem Gewaltigen, wo ihn Bismarck studentischen Streichhölzer hierfroher Gefellen lehren wollte, nie vergessen. Als so etwas wie komische Figur hingegen erscheint ihm der damalige Präsident Felix Faure. „Er hatte irgendwie und wo gelernt, ein bis zwei chinesische Sätze zu sagen und wiederholte sie mindestens achtmal bei unserer ersten Begegnung. . . .“ Über die Briten macht er sich lustig, weil sie das Tunnelprojekt England-Frankreich unter dem Ärmelkanal mißtrauisch betrachten: „Oh, diese Engländer, sie fürchten sich vor allem und jedem! Und doch wollten sie mich auslachen.“ Er notiert auch ein noch heute treffendes Wort des ehrlichen alten Gladstone über die Irländer: „Sie haben ihr Bestes an England gegeben, und dafür ist ihnen von England nur das Schlechteste wiedergegeben“ — worauf ihn der „große alte Mann“ in seiner protesten Art zu einem Versuch in der „sehr gefunden“ Übung des Bäumerfällens beredete, wobei aber Li sich „um ein Haar“ mit der Axt in den Fuß hieb. . . . Hin und wieder aber gewinnt man auch einen Durchblick, welcher edle, leidenschaftliche Haß in den Tiefen der Seele dieses merkwürdigen Mannes loderte. Er haßt England, weil es aus elender Gewinnsucht China zum Opiumzwang zwang und so Millionen und Abermillionen fleißiger Menschen zugrunde richtete: „Und das alles, damit Indien gedeihen möge! Alles dies, weil Gold und Land in den Augen der britischen Regierung mehr wert sind als die menschlichen Körper eines schwachen Volkes.“ Leider hat der Diplomat Li-Hung-Tschang die Konsequenzen dieser Einschätzung Englands nie voll gezogen — oder vielmehr ziehen dürfen.

Ein Feldlazarett der Vorzeit. Nach einem alten Philosophentwurf ist der Krieg der Vater aller Dinge, was natürlich wie alle solchen epigrammatischen Formulierungen eines Kulturgeschichtlichen Geschehens um grano salis zu bewerten ist. Aber es liegt mindestens für die Ausbildung der ersten staatlichen Verbände, für die Entwicklung fester Grenzen, für die Ausgestaltung der Waffentechnik und für die Anfänge der ärztlichen Kunst ein gutes Teil Wahrheit darin. Hier liefert uns die „Wissenschaft des Spätens“, wie Dr. G. A. Ried im „Archiv für Anthropologie“ hervorgehoben hat, wertvolle Aufschlüsse. Besonders in das erst dämmernde Morgenrot des Kampfes des Menschen gegen den Tod läßt sie uns einen

neuen Einblick gewinnen. Aus einem Nachgrab mit Brandbestattung auf einem kleinen Gräberfelde, das in einer Villenkolonie bei Obermenzling-München angeknüpft wurde, steigt die sogenannte mittlere La-Tène-Zeit empor, eine Epoche hochentwickelter Eisenkultur, aus der zum Teil wundervoll gearbeitete Waffen und Geräte bekannt sind. Die prähistorische Horde, die hier im alten Bajuwarenlande hauste, hatte auch einen Clanarzt, der in jener wehrhaften Zeit natürlich auch ein gutes Gewissen führte und dies nebst seinen ärztlichen Instrumenten ins Grab gelegt erhielt. Ob es ein „Medizinmann“ war, wie wir sie bei allen primitiven Völkern auf einer gewissen Halbkulturstufe finden, der für seine Zeit ein chirurgisches Genie war, verrät uns die Grabstätte, in die man die Sonne des 20. Jahrhunderts scheint, natürlich nicht. Aber es muß ein geschickter Operateur gewesen sein, denn seine Instrumente, die neben dem Langschwert, einer Langenspiße und anderem Eisenzeug lagerten, sind gut und zweckmäßig gearbeitet. Der ärztliche Fachmann spricht sie als zwei Kauterien an, die bei der Wundbehandlung, bei Blutstillung usw. gebraucht wurden; das dritte Operationsinstrument offenbar eine dazu gehörige Sonde darstellt, die auch z. B. bei der Entfernung von Fremdkörpern, wie abgebrochenen Pfeilspitzen, gute Dienste geleistet haben mag. Als Kauterium charakterisiert die beiden erstgenannten Gegenstände besonders der metallene Dorn, der offenbar in einen Holzgriff eingepaßt wurde, was nur mit der Zweckbestimmung zu erklären ist, daß die Stütze in heißem oder glühendem Zustand gebraucht wurden. Bei der, wie gesagt, technisch hochstehenden Eisenbearbeitung der La-Tène-Zeit dürften die Instrumente gewiß einheimisches Produkt sein und sozusagen die älteste Versuch deutscher Präzisionsmechanik für ärztliche Zwecke darstellen, doch ist es nicht ausgeschlossen, was auch Dr. Ried zu erwägen gibt, daß bei dem bedeutend entwickelten prähistorischen Handelsverkehr ein Import aus Griechenland in Frage kommt. Wie der alte Kriegschirurg mit seinen Instrumenten arbeitete, können wir uns freilich kaum primitiv genug vorstellen. Den Operationstisch mag ein Felsblock gebildet haben, von der schmerzlindernden Wirkung betäubender Getränke war wohl noch keine Rede, und kräftige Männerarme zwangen den Patienten zum Stillhalten während der Operation. Das Ganze ergibt das Bild eines Feldlazarettes der Vorzeit, wo der Kampf von Horde gegen Horde oft genug auch ein Ringen um die Existenz bedeutete, wie es heute in gigantischem Maßstabe alle technische und ärztliche Kunst beschäftigt.

Der Nagenschwindel in Westindien. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die „Mungos“ — eine besonders gefährliche Nagenart — in Westindien eingeführt, um der die Felder und Gärten verwüstenden Rattenplage ein Ende zu machen. Die Ratten verschwanden auch mit der Zeit; aber bald mußte man erkennen, daß man den Teufel mit Belzebub ausgetrieben hatte: nun war die Nagenplage da, und sie richtete ebenso viel Schaden an, wie ehemals die Ratten. Die Nagen vermehrten sich in erschrecklicher Weise und begannen, da es keine Ratten mehr gab, die Hühnerhöfe zu ihrem Jagdgebiet zu machen. Außerdem fraßen sie sämtliche erreichbaren Eidechsen, so daß die Insekten ungefährdet ihr Unwesen treiben konnten. So kam es, daß die westindischen Behörden auf jede tote oder lebendige Nage einen Goldpreis aussetzten. Und dies hatte, wie der „Daily Mail“ aus Trinidad gemeldet wird, eine blühende Schwindelindustrie zur Folge. Die unternehmenden Neuern glückten die Nagen in großem Stil, um möglichst viele Geldprämien zu ergattern. Außerdem gruben sie die abgelieferten und von den Angestellten der Regierung verscharrten Nagen nachts wieder aus, um sie tags darauf nochmals zu verkaufen. Es soll vorgekommen sein, daß ein Bauer dieselbe Nage sechsmal gegen Belohnung ablieferte. Um das System der Nagenausrottung zu verbessern, wurde in einer Ortschaft, in der zwei Stellen zur Entgegennahme der Tiere eingerichtet waren, eine Neueinrichtung getroffen. Während die eine Annahmestelle für Nagel ohne Unterschied des Geschlechts 8 Schilling zahlte, gab die andere Stelle bekannt, daß sie für jedes Weibchen 4 Schilling und für jedes Männchen 2 Schilling zahle. Und was geschah? Ganz einfach: sämtliche Männchen wurden an der ersten Stelle für 8 Schilling abgeliefert und sämtliche Weibchen an der zweiten Stelle für 4 Schilling. So kommt es, daß die westindischen Landleute ein Vermögen an Nagenprämien ansammeln, während die Plage nach wie vor die Gleiche bleibt.